

Brigitte Aulenbacher · Birgit Riegraf (Hrsg.)

Erkenntnis und Methode

Geschlecht & Gesellschaft

Band 43

Herausgegeben von

Beate Kortendiek

Ilse Lenz

Michiko Mae

Sigrid Metz-Göckel

Michael Meuser

Ursula Müller

Mechtild Oechsle

Paula-Irene Villa

Mitbegründet von

Marlene Stein-Hilbers (†)

Koordiniert von

Netzwerk Frauenforschung NRW, Beate Kortendiek

Geschlechterfragen sind Gesellschaftsfragen. Damit gehören sie zu den zentralen Fragen der Sozialwissenschaften; sie spielen auf der Ebene von Subjekten und Interaktionen, von Institutionen und Organisationen, von Diskursen und Policies, von Kultur und Medien sowie auf globaler wie lokaler Ebene eine prominente Rolle. Die Reihe „Geschlecht & Gesellschaft“ veröffentlicht herausragende wissenschaftliche Beiträge, in denen die Impulse der Frauen- und Geschlechterforschung für die Sozial- und Kulturwissenschaften dokumentiert werden. Zu den Veröffentlichungen in der Reihe gehören neben Monografien empirischen und theoretischen Zuschnitts Hand- und Lehrbücher sowie Sammelbände. Zudem erscheinen in dieser Buchreihe zentrale Beiträge aus der internationalen Geschlechterforschung in deutschsprachiger Übersetzung.

Brigitte Aulenbacher
Birgit Riegraf (Hrsg.)

Erkenntnis und Methode

Geschlechterforschung
in Zeiten des Umbruchs

Für Ursula Müller



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2009

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2009

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe
Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15899-0

Inhaltsverzeichnis

Zeiten des Umbruchs – Zeit zur Reflexion	
Einleitung	9
<i>Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf</i>	

Teil 1

Erkenntnis und Erkenntnisgewinn im Kontext 25

Diskrete Diskriminierungen und persönliches Glück im Leben von Wissenschaftler/innen	27
<i>Sigrid Metz-Göckel</i>	

Queer- Feministische Praxen in Bewegung	51
<i>Melanie Groß, Gabriele Winkler</i>	

Grenzüberschreitendes Denken und Handeln: Europa als (feministisches?) Projekt – Vernetzung und formative Evaluation	65
<i>Carol Hagemann-White</i>	

Der Sprung über die Kontinente hinweg – Überlegungen zur Entwicklung von Erkenntnismethoden und Ansätzen in der Männlichkeitsforschung	81
<i>Raewyn Connell</i>	

Teil 2

Alltägliche und biografische Erfahrungen erforschen 101

Erkenntnis und Politik: Alltägliche Lebensführung und Differenzen zwischen Frauen revisited	103
<i>Karin Jurczyk, Maria S. Rerrich</i>	

Von der Quali-/Quanti-Debatte zum Methoden-Mix. Reichweite und Ertrag methodischer Zugriffe am Beispiel der Vorstellungen von familiärer Arbeitsteilung	119
<i>Nina Baur</i>	
Marginalisierte Männlichkeit als gesellschaftliche und biographische Konfliktodynamik – Empirische Einsichten und methodologische Perspektiven	145
<i>Mechthild Bereswill</i>	
Differenz und Selbst-Verortung – Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Biographien als Forschungskonzept	157
<i>Bettina Dausien</i>	
Teil 3	
Wandel von Arbeit und Organisation erforschen	179
Organisation als Untersuchungsfeld – Oder: How to enter a gendered organization.....	181
<i>Silvia M. Wilz, Ilka Peppmeier</i>	
Arbeits- und Geschlechterpolitik im Betrieb – Betrachtungen zu Methoden handlungsorientierter Forschung	201
<i>Edelgard Kutzner</i>	
Gesundheitsreformen und Beschäftigungssituation – Erklärungspotenziale gendersensibler quantitativer Methoden	217
<i>Ellen Kuhlmann, Christa Larsen</i>	
Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur im sozialen Feld der Hochschule – Methodologische Herausforderungen	235
<i>Ulrike Vogel</i>	
Männlichkeiten in Bewegung – Zur Aktualität des Konzepts der hege- monialen Männlichkeit angesichts des Wandels von Erwerbsarbeit	249
<i>Michael Meuser</i>	

Von gendered organizations zu transnationalen Patriarchien – Theorien und Fragmente	267
<i>Jeff Hearn</i>	

Teil 4

Erkenntnis- und Gesellschaftskritik	291
--	------------

Erkenntnis, Forschungsgegenstand, Kritik – Notizen zu epistemo- logischen Kontroversen in der Geschlechterforschung	293
<i>Regina Becker-Schmidt</i>	

„Trans-Begriffe“, „Paradoxie“ und „Intersektionalität“ – Notizen zu Veränderungen im Vokabular der Gesellschaftsanalyse	309
<i>Gudrun-Axeli Knapp</i>	

Nachwort

Geschlechterforscherin der ersten Stunde – ein Rückblick auf gemeinsame Jahre mit Ulla Müller	325
--	-----

Die AutorInnen und Ursula Müller	329
--	-----

Zeiten des Umbruchs – Zeit zur Reflexion

Einleitung

Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf

In Zeiten gesellschaftlichen Umbruchs und damit auch von Umbrüchen in der Organisation von Wissenschaft sind die Spielräume für grundlegende und vor allem erkenntniskritische Selbstreflexion bisweilen sehr eng. Der weitreichende Umbau europäischer Wissenschaftslandschaften der letzten Jahre etwa geht damit einher, dass sich Institute, Fachhochschulen und Universitäten unter Wettbewerbsbedingungen repositionieren und im Rahmen der Einführung betriebswirtschaftlicher Steuerungsprinzipien reorganisieren (müssen). Er erzeugt einen Handlungsdruck im Hinblick auf die Effizienz wissenschaftlicher Produktion und die Verwertbarkeit ihrer Ergebnisse, der in diesem Ausschnitt des Wissenschaftssystems so noch nie da gewesen ist. Solche Situationen, die durch die Anforderungen an „Profilbildung“, die Implementation von Konkurrenzmechanismen, ständige Evaluationen und das Ranking wissenschaftlicher Ergebnisse geprägt sind, sind eher dazu angetan, Bestehendes zu verteidigen oder durch wissenschaftspolitisch gewünschte Innovationen Terrain im Kampf um Anerkennung und materielle Ressourcen zu gewinnen beziehungsweise zumindest nicht zu verlieren. Grundlegenden, gar selbstkritischen Reflexionen erkenntnistheoretischer, methodologischer und methodischer Vorgehensweisen ist diese Situation nicht förderlich. Sie müssen unter diesen Voraussetzungen vielmehr als Risiko gelten. Schließlich könnten sie als Zweifel an der eigenen Leistungsfähigkeit ausgelegt werden. Doch ist Zeit zur Reflexion gerade in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche in besonderer Weise notwendig. Schließlich geraten nicht nur die gesellschaftlichen Zustände in Bewegung, sondern auch ihre wissenschaftlichen Interpretationen werden bis in ihre kategorialen Grundlagen hinein erschüttert und herausgefordert.

Gleichgültig, ob sie unter Gender Studies, feministischer Forschung oder disziplinären Spezialisierungen firmiert: Auch die Geschlechterforschung oder vielleicht sogar gerade sie kann sich aufgrund ihrer nach wie vor prekären Etablierung dem auferlegten Handlungsdruck kaum entziehen. Und zugleich sollte, kann und will sie vor dem Hintergrund ihrer Wissenschaftsgeschichte auf die notwendige Reflexion der eigenen Grundlagen nicht verzichten. Das vorliegen-

de Buch dokumentiert einen solchen Moment des notwendigen Innehaltens und der Reflexion der Geschlechterforschung, in dem sie den eigenen Veränderungen im Blick zurück und mit Blick nach vorn nachgeht.

1 Erkenntniskritik und Methodologie im Blick zurück

In den sehr lebhaft geführten Auseinandersetzungen über den Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse, Methodenwahl und der Einbindung der Forschenden im Feld, die die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung in der Bundesrepublik Deutschland zu Beginn begleiteten, ging es zunächst um eine grundlegende Standortbestimmung. Stark geprägt durch den Einfluss der Frauenbewegung und einen gesellschaftskritischen Anspruch standen in diesem Selbstverständigungsprozess zunächst Fragen nach dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaftspolitik im Mittelpunkt: Wie verhalten sich Parteilichkeit, wie sie mit den emanzipatorischen Vorstellungen der Frauenbewegung auf die wissenschaftliche Agenda gesetzt worden war, und die Objektivitätsansprüche von Wissenschaft zu einander? Wie sehen die Beziehungen zwischen Frauenbewegung, -politik und -forschung aus? Wer soll, kann, darf überhaupt Frauen- und Geschlechterforschung betreiben? Schlägt sich das Geschlecht der Forschenden auf das zu Erforschende und die Forschungsergebnisse nieder? Wie gestalten sich die Beziehungen zwischen Forschenden und beforschten Subjekten? Benötigt die Frauen- und Geschlechterforschung eigene Methodologien? Und schließlich: Bedarf es eigener Methoden der Frauen- und Geschlechterforschung?

Die Diskussionen über Methodologie und Methoden der Frauen- und Geschlechterforschung gingen jedoch weit über den „internen“ Selbstverständigungsprozess zum Verhältnis von wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischen Zielsetzungen hinaus. Sie implizierten weitreichende Wissenschafts- und Erkenntniskritiken. Die Kategorie Geschlecht als Analysekategorie in das Wissenschaftssystem einzuführen, forderte die herkömmlichen Wissenschaftstraditionen und -vorstellungen grundlegend heraus. Es ging in diesem Prozess von Anfang an um mehr als nur um eine additive Integration von Geschlechterfragen in das existierende Wissenschaftssystem und die herkömmlichen Disziplinenstrukturen und nicht allein um eine Erhöhung des quantitativen Anteils an Wissenschaftlerinnen. Vielmehr wurden der etablierte Wissenskanon, die grundlegenden Theorien, die methodologischen und erkenntnistheoretischen Prämissen des bisherigen Wissenschaftssystems, darunter auch diejenigen in der Soziologie grundlegend auf den Prüfstand gestellt und auf ihre Glaubwürdigkeit hin befragt: Androzentrismuskritik wurde zum Dreh- und Angelpunkt. Mit der

Herausarbeitung des „male bias“ von Wissenschaft verband sich die Frage, wie sich diese Verzerrung und die Ausblendung des „weiblichen Lebenszusammenhanges“ (Prokop 1976) in den Theorien und Untersuchungen der vorwiegend männlichen Forscher mit der Forderung nach Rationalität und Objektivität von Erkenntnis und Wissenschaft vertragen (vgl. hierzu beispielsweise: Althoff et al. 2001; Singer 2004). Oder anders formuliert: Wie war es möglich, dass Asymmetrien in der gesellschaftlichen Verteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit oder ungleiche Arbeitsmarkt- und Aufstiegschancen, überhaupt die ungleiche gesellschaftliche Teilhabe von Frauen und Männern so lange erfolgreich mit vermeintlich neutralen (Erkenntnis)Theorien, Perspektiven und Kategorien ausgeblendet werden konnten? Erlaubte vielleicht gerade ihre vermeintliche Neutralität es, das Skandalon der Geschlechterungleichheit unsichtbar zu machen, und ließen sie sich dadurch in den Dienst männlicher Suprematieansprüche nehmen (vgl. die Rekonstruktion bei Hark 2005)? Wurden (Erkenntnis)Theorie, Methodologie und Methodenwahl im Zusammenhang in den Blick genommen, lagen auch die weiterführenden und grundlegenden Fragen nahe, welche wissenschafts- und erkenntnistheoretische Diskussionen bis heute bestimmen (Becker-Schmidt et al. 1983; Hagemann-White 1984; Hagemann-White 1993; Hirschauer 1996; Hirschauer 2004; Wetterer 2009): Wie und bis zu welchem Ausmaß beeinflussen implizite Vorstellungen von Geschlecht das Wissenschaftsverständnis? Wie beherrschen diese Vorstellungen das begriffliche Instrumentarium der Disziplinen und die Theoriebildung? Wie fließen Alltagsvorstellungen von Geschlecht in wissenschaftliche Untersuchungen ein und beeinflussen die methodologischen Standards und methodischen Vorgehensweisen? Und im Anschluss daran: Welche theoretischen, methodologischen und methodischen Innovationen sind nötig, um die Geschichte und gesellschaftliche Realität der Geschlechter angemessen einzufangen?

All diese grundsätzlichen Fragen und Kritiken an der Ausblendung und Verzerrung weiblicher Lebenskontexte durch wissenschaftliche Perspektiven, Kategorien und Verfahren stellten die Frauen- und Geschlechterforschung am Anfang vor die immense Aufgabe, erst entdecken zu müssen, was es zu erforschen gilt. Regina Becker-Schmidt brachte dieses Problem folgendermaßen auf den Punkt: „Feministische Wissenschaft hat demnach ihren Gegenstand noch gar nicht – sie muss ihn erst einmal finden, vielleicht erst einmal entwerfen“ (Becker-Schmidt 1983: 232).

In diesen Diskussionen über Erkenntniskritik, Methodologie und Methoden avancierten, um die Richtungen und Kontroversen der frühen Frauen- und Geschlechterforschung nur mehr in einer Momentaufnahme zu erinnern, schließlich *Parteilichkeit*, *kritische Selbstreflexion* und *Interdisziplinarität* zu zentralen, wenn auch nicht unumstrittenen methodologischen Postulaten.

Parteilichkeit wurde insbesondere als Ergebnis der heftigen Auseinandersetzungen mit den von Maria Mies 1978 vorgetragenen und rasch bekannt gewordenen „methodischen Postulaten“ zur Frauenforschung (Mies 1978) zentral. Das leidenschaftliche Bekenntnis zur Parteilichkeit einer Reihe feministischer Wissenschaftlerinnen handelte der Frauen- und Geschlechterforschung den bis heute immer wieder erhobenen Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit ein. Der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit geht jedoch auf einen verkürzten Bezug auf die sehr differenziert geführten Diskussionen zur Parteilichkeit zurück beziehungsweise ist bisweilen auch von einer frappierenden Ignoranz des erkenntnistheoretischen, methodologischen und methodischen Stands der Frauen- und Geschlechterforschung gekennzeichnet, sei es aufgrund von Unkenntnis, sei es aufgrund mangelnder Auseinandersetzungsbereitschaft (vgl. beispielsweise Luhmann 1988; daran anschließend Pasero und Weinbach 2003). So wurde Parteilichkeit anders als in den diskussionsanstoßenden Postulaten bei Maria Mies späterhin keineswegs im Sinne einer politischen Reorientierung von Wissenschaft gedacht und verstand sich die Frauen- und Geschlechterforschung auch keineswegs als bloße Reflexionswissenschaft der Frauenbewegung (vgl. die Unterstellung bei Luhmann 1988). Vielmehr folgte die Forderung nach Parteilichkeit und zwar als Forderung nicht nur an die Frauen- und Geschlechterforschung, sondern an jede sozialwissenschaftliche Forschung mit emanzipatorischem und herrschaftskritischem Anspruch dem Bestreben, diejenigen Erkenntnispositionen, methodologischen Zugänge und Methoden aufzuzeigen, durch die die Ausblendung weiblicher Lebensrealitäten im Wissenschaftssystem geschieht, sowie die Interessen und Interessenten zu benennen, die von dieser Ausklammerung profitieren. Umgekehrt galt es, dem Ausgeblendeten zur notwendigen Aufmerksamkeit zu verhelfen. Parteilichkeit und Objektivität bildeten in dieser Sicht der Dinge also keine Gegensätze. Zugespitzt formuliert ließe sich sogar festhalten: Angesichts des vorgefundenen Androzentrismus trägt Parteilichkeit, indem sie die Verzerrungen und Ausblendungen auf die wissenschaftliche Agenda setzt, zur Einlösung von Objektivitätsansprüchen bei (vgl. Beer 1987).

Das Postulat der Parteilichkeit und die Skepsis gegenüber den Erkenntnissen und Interessen, den Methoden und Kategorien der bis dahin etablierten wissenschaftlichen Wissensproduktion hatten auch zur Folge, dass verstärkt Themen der Frauenbewegung von Wissenschaftlerinnen zum Ausgangspunkt ihrer Forschungsinteressen gewählt wurden. Sie sollten mit – ggf. grundlegend überarbeiteten und weiter entwickelten – wissenschaftlichen Theorien, Verfahren und Kategorien bearbeitet werden. Und so fanden sich in den Anfangsjahren ihrer Institutionalisierung verstärkt Themen der Frauenbewegung wie Gewalt gegen Frauen, Hausarbeit oder ungleiche Arbeitsmarktchancen in den Untersu-

chungen der Frauen- und Geschlechterforschung wieder (Gerhard 2001). In dieser Weise arbeiteten der Androzentrismus herkömmlicher Wissenschaft und das Postulat der Parteilichkeit einer gynozentrischen Ausrichtung der frühen Frauen- und Geschlechterforschung zu. Diesen Gynozentrismus hat sie späterhin selber transzendiert, indem sie die systematische Reflexion auf das Geschlechterverhältnis neben und in Verbindung mit der Analyse der Lebensverhältnisse von Frauen zu ihrem Thema gemacht und außerdem Erweiterungen durch die Männlichkeitsforschung erfahren hat (vgl. Becker-Schmidt 2000; Maihofer 2004).

Die Erkenntniskritik der frühen Jahre führte unter der Fragestellung, wie soziale Kontexte, Interessen der Forschenden und Geschlechterbeziehungen in der Forschungssituation sich auf die Anlage und die Ergebnisse von Forschung auswirken, zu noch anderen Auseinandersetzungen mit dem Objektivitätsanspruch von Wissenschaft. *Kritische Selbstreflexion* war ein Postulat, das auf diese Problematik reagierte. Kritische Selbstreflexion wurde dabei nicht im Sinne der Systemtheorien definiert, sondern in dem Sinne, dass Geschlecht, Hautfarbe, Herkunftsmilieus oder auch wissenschaftliche Sozialisation Erkenntnisinteressen anleiten und darüber hinaus aber auch zu Verzerrungen im Forschungsprozess führen können. So entstandene und wirksame habitualisierte Vorstellungen der Forschenden entziehen sich der unmittelbaren Selbstwahrnehmung. Unter diesem Aspekt bedeutet Selbstreflexion in der feministischen Epistemologie, auf die Erkenntnisbedingungen zu reflektieren und dabei auch nicht vor den Forschenden und all dem halt zu machen, was ihnen Einsichten erhellt, verzerrt oder verstellt. Selbstreflexion, begriffen als Reflexion auf die eigene wissenschaftliche und gesellschaftliche Positionierung, sollte zudem die Überidentifikation der Forschenden mit den Beforschten verhindern und sowohl in Richtung der Forschenden als auch in Richtung der Beforschten Lernprozesse auslösen. Die ethnologischen und psychoanalytischen Arbeiten von Devereux (1967), der die forscherseitige „Gegenübertragung“ als Erkenntnisinstrument produktiv genutzt wissen will (Becker-Schmidt 1983), waren ein wichtiger Bezugspunkt in den Debatten über die Bedeutung der gesellschaftlichen Interessen und der Subjektivität der Forschenden im Erkenntnisprozess.

Der Anspruch, die Komplexität der Einflüsse auf die weiblichen Lebenszusammenhänge zu erfassen, führte in Kombination mit den erkenntnis- und wissenschaftskritischen Positionen zu der lange Zeit dominanten Überzeugung, dass feministische Forschung nicht entlang der üblichen Disziplinenstrukturen zu organisieren sei. Da die komplexen „Sachverhalte, auf die feministische Praxis sich bezieht, nicht disziplinar erfasst werden können“ (Knapp und Landweer 1995: 23) und die herkömmlichen Disziplinen an ihre geschlechtlichen Grundlagen erinnert werden sollten, die wiederum die wissenschaftliche Wis-

sensproduktion und Wissenskommunikation organisierten (Hark 2003), wurde *Interdisziplinarität* zu einem bedeutenden Postulat. Auch versprach Interdisziplinarität einer „Disziplinierung des Wissens“ der Frauen- und Geschlechterforschung durch die wissenschaftliche Organisation der Erkenntnisse entlang von Disziplinenstrukturen zu entgehen (Hark 2003) und ihr damit ihre Kritikfähigkeit trotz Integration in die herkömmlichen Strukturen des Wissenschaftssystem zu erhalten. Dass der Anspruch einer interdisziplinären Integration in die Wissenschaft letztlich nicht verwirklicht werden konnte, hängt nicht nur mit der Organisation der wissenschaftlichen Ausbildung und Lehre sowie den disziplinären Reputationssystemen zusammen. Vielmehr ist die erkenntnistheoretische und methodologische Ausarbeitung dessen, was genau unter Inter- und später Transdisziplinarität zu verstehen ist, auch heute noch am Anfang. Und diese Lücke klafft nicht nur in der Frauen- und Geschlechterforschung, sondern in jeder Wissenschaftsrichtung, die einen interdisziplinären Anspruch vertritt.

2 Die frühe Diskussion um die Methodenwahl

Da die Methodenwahl eng an erkenntnistheoretische und methodologische Weichenstellungen gebunden ist, führte die Wissenschafts- und Erkenntniskritik der Frauen- und Geschlechterforschung zu einer grundlegenden Skepsis gegenüber der bis dahin praktizierten Methodenlehre und -forschung in der empirischen Sozialforschung sowie dem üblichen Set von Methoden. Als Ursula Müller (1984) fragte: „Gibt es eine ‚spezielle‘ Methode in der Frauenforschung?“, spitzte sie damit den Streitpunkt in einer Debatte zu, in der von methodologischen Orientierungen programmatisch auf die Anwendung allein qualitativer Verfahren kurzgeschlossen wurde.

Quantitative Sozialforschung wie Umfrageforschungen, die mit möglichst großen repräsentativen Stichproben und einer vergleichsweise geringen Zahl von Variablen und statistischen Verfahren ausgewertet wurden, dominierten in den 1980er Jahren zwar die Methodenlehre und -forschung (vgl. Müller 1979: 9-21; Baur 2005: 38-45). Doch schienen gerade die Stärken der qualitativen Methoden am ehesten geeignet, die ausgeblendeten Lebenskontexte von Frauen sichtbar zu machen und die methodologischen Postulate der Frauen- und Geschlechterforschung einzulösen: Qualitative Methoden erlaubten die Exploration bis dato verkannter und entannter Lebenszusammenhänge von Frauen, also die Erfassung von Stimmen, die in der dominanten Wissenschaft nicht zur Sprache gekommen waren. Offene und prozessorientierte Verfahren schienen es auch eher als quantitative Methoden zu ermöglichen, die unterschiedlichen und widersprüchlichen Einflussfaktoren zu erfassen, die Lebensrealitäten von Frauen

bestimmen (vgl. Becker-Schmidt 1983). Sie erlaubten außerdem Nähen zwischen Forscherinnen und Beforschten herzustellen, um deren Perspektiven angemessen einzubeziehen. Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, dass bis heute qualitative Methoden in der Frauen- und Geschlechterforschung dominieren, ohne dass dabei allerdings die Relevanz quantitativer Vorgehensweisen oder eine Kombination zwischen den Methoden als sinnvoll bestritten würden (Sturm 2004). Schließlich konnte das gesamte Ausmaß der materiellen Armut von Frauen lediglich über quantitative Verfahren erhellet werden (vgl. bspw. Kickbusch und Riedmüller 1984; Köppen 1985).

Was Ursula Müller (1984) in ihrem bereits zitierten Aufsatz feststellte: Es gibt keine spezifische Methode der Frauen- und Geschlechterforschung, wohl aber Methodologien, und es gibt keine Notwendigkeit für die Frauen- und Geschlechterforschung, sich auf einzelne Methoden festzulegen, sondern es gilt, das gesamte Spektrum gegenstandsadäquat auszuschöpfen, ist heute common sense.

3 Neues Nachdenken über Erkenntnis und Methode

Seit einigen Jahren ist es um all diese Themen eher ruhig geworden, ohne dass sie vollständig zur Seite gelegt worden wären. So sind in manchen Kontroversen die Argumente ‚zu Ende‘ ausgetauscht gewesen und es wurden Konsense beziehungsweise Dissense stehen gelassen. Auch ist der frühen programmatischen Diskussion eine lange Phase der empirischen Diversifizierung, entlang von Themen wie Sexualität, Sozialisation und Arbeit gefolgt (vgl. Bührmann et al. 2000). Darin wurde im Rahmen verschiedener Methodologien und mit verschiedenen Methoden gearbeitet (vgl. Diezinger 1994). Schließlich sind weder die frühen Arbeiten noch die empirischen Erfahrungen untergegangen, sondern finden sich in einigen Bänden mit Lese-, Lehr- oder Handbuchcharakter wieder (Althoff et al. 2001; Becker und Kortendiek 2004; Vogel 2007). Zur Diskussion standen die erkenntnistheoretischen, methodologischen und methodischen Grundlagen der Frauen- und Geschlechterforschung aber weniger.

Die Frage, welche theoretischen, methodologischen und methodischen Innovationen nötig sind, um den veränderten Lebenszusammenhängen der Geschlechter gerecht zu werden, stellt sich gegenwärtig nun erneut und anders, aber mit umso größerer Dringlichkeit (vgl. auch Aulenbacher et al. 2006). Vier Jahrzehnte nach ihrer mehr oder weniger erfolgreichen Etablierung ist die Frauen- und Geschlechterforschung nicht mehr auf der Suche nach ihrem Gegenstand (vgl. Müller 2003 zur Bilanzierung des Erreichten; Becker und Kortendiek 2004), sondern ihre Gegenstände – die gesellschaftlichen (Geschlechter) Arran-

gements ‚im Großen‘, die individuellen Arrangements im Kleinen‘, das Geschlechterverhältnis ebenso wie die Geschlechterbeziehungen – sind gründlich in Bewegung geraten und in tief greifenden Umbrüchen begriffen. So ist, um nur das markanteste Beispiel herauszugreifen, die Kategorie Geschlecht selbst erklärungsbedürftig geworden. Auch machen sich weitere Differenzierungen und Ungleichheiten, etwa nach Klasse und Ethnie, im Zusammenhang mit Geschlecht in neuer Weise geltend und tritt die Geschlechterforschung in eine neue Konstellation ein, in der sie sich im Kontext von Debatten um Ungleichheit, Interkulturalität, Diversität, Intersektionalität neu positionieren muss (vgl. Klinger und Knapp 2008; Klinger et al. 2007). Ferner sind bisherige Grenzziehungen zwischen der Geschlechterforschung und der weiteren Soziologie in Bewegung geraten (vgl. Aulenbacher 2008) und die Diskussion zur Interdisziplinarität erfährt durch wissenschaftspolitische Interventionen erneute Aktualität. In all diesen Fällen sind es nicht zuletzt erkenntnistheoretische, methodologische und methodische Fragen, entlang derer Forschungsstränge und -strömungen innerhalb und außerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung in neuer Weise aufeinander zu bewegt oder voneinander distanziert werden. Außerdem ist, indem bisherige gesellschaftliche Arrangements und ihre wissenschaftliche Reflexion fraglich geworden sind, das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis, von Geschlechterforschung und -politik und damit von verschiedenen Wissensformen in neuer Weise berührt. Das enge Verhältnis zwischen Bewegung und Forschung, das die ersten Jahre der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung kennzeichnete, ist inzwischen einem unsystematischen, unbewussten, unreflektierten, unentschiedenen ‚Nebeneinander‘ gewichen (Holland-Cunz 2003: 15). Diese Distanz ist nicht zuletzt das Resultat des wenn auch stets prekären Erfolges von Geschlechterpolitik und Frauen- und Geschlechterforschung im jeweils relevanten Feld, die nach unterschiedlichen Rationalitäten funktionieren. In Zeiten von gesellschaftlichen Nachfragen nach wie auch immer ausgestaltetem Gender Wissen, nach Gender Expertise und Gender ExpertInnen lässt sich dieses gleichgültige ‚Nebeneinander‘ so jedoch nicht mehr aufrechterhalten und die ‚alte‘ Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und außerwissenschaftlicher gesellschaftlicher Praxis erscheint erneut auf der Agenda. Die Nachbarschaftsbeziehungen zwischen der institutionalisierten Frauen- und Geschlechterforschung und der gesellschaftlichen und geschlechterpolitischen Praxis in Politik, Verwaltung und Wirtschaft müssen neu bestimmt werden (vgl. Riegraf 2008). Schließlich finden all diese Umbrüche und Bewegungen – die gesellschaftlichen ebenso wie die innerwissenschaftlichen – stärker denn je in inter- und transnationalen Konstellationen statt. Dabei kann es sich um gewollten internationalen Austausch, etwa auf wissenschaftlichen Konferenzen, handeln oder um ungleichgewichtige wechselseitige Abhängigkeiten

in der globalen Ökonomie. Schlagworte wie „methodologischer Nationalismus“ (Beck 2002) geben eine Ahnung davon, welche Herausforderungen sich hinter diesen internationalen Entwicklungen im wissenschaftlichen Austausch und im gesellschaftlichen Arrangement verbergen. All diese Bewegungen, die gesellschaftlichen wie die innerwissenschaftlichen, fordern die Frauen- und Geschlechterforschung erkenntnistheoretisch, methodologisch und methodisch neu und schlagen sich mal mehr, mal weniger reflektiert in ihren Perspektiven, Kategorien und Verfahren nieder.

Das vorliegende Buch will dazu anregen, sich unter heutigen Vorzeichen der bisherigen Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung zu vergewissern und den gegenwärtigen Herausforderungen zukunftsgerichtet nachzukommen. Der Anlass, den Zeiten des Umbruchs auf diese Weise Zeit zur Reflexion abzutrotzen und über Erkenntnis und Methode erneut und weiterführend nachzudenken, ist erfreulich: Ursula Müller, kritische Mit-Streiterin der ersten Stunde in den erkenntnistheoretischen, methodologischen und methodischen Debatten der Geschlechterforschung und streitbare Kommentatorin des erreichten Stands der Forschung in der Soziologie, feiert 2009 ihren 60. Geburtstag. Ihr zu Ehren und als hoffentlich produktiver Anstoß für weitere Debatten stellt das Buch Ergebnisse aktuellen Nachdenkens über Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs zur Diskussion. Hierzu werden insgesamt vier Themenfelder ausgewählt.

Im ersten Themenfeld *Erkenntnis und Erkenntnisgewinn im Kontext* geht es um anhaltende und veränderte Konstellationen der Wissensproduktion, welche die Geschlechterforschung neu fordern und profilieren. So ruft *Sigrid Metz-Göckel* mit der Abstraktion des Wissenschaftssystems vom Lebenszusammenhang der WissenschaftlerInnen, welche vor allem Frauen und insbesondere Mütter Diskriminierungen aussetzt, ein zentrales Moment der Erkenntnisproduktion in Erinnerung. Fraglich ist, inwieweit es gegen feministische Interventionen und die Lebensinteressen von Frauen und Männern in der Wissenschaft, zukünftig aufrecht erhalten werden kann. Neue Abgrenzungslinien in der Geschlechterforschung beschäftigen *Melanie Groß* und *Gabriele Winker*. Sie zeigen, dass der unter neoliberalen Vorzeichen etablierte Mittelschichtspostfeminismus an bedeutenden Kämpfen der Zeit vorbeigeht, die in einer queeren und intersektionalen Perspektive jedoch sichtbar werden. Evaluationen verschiedenen Umfangs dienen im Zuge der europäischen Integration nicht zuletzt dazu, soziale Probleme in neuer Weise bearbeitbar zu machen. Inwiefern die Lebensbedingungen und -interessen von Frauen hier durch die methodischen Netze fallen, beschäftigt *Carol Hagemann-White*. Entwicklungen in der Männlichkeitsforschung werden von *Raewyn Connell* bilanziert. Deren „frühes ethnographisches Moment“ gilt ihr auch für die Analyse machtvoller, transnationaler

Männlichkeiten als aufschlussreich, allerdings sei die Männlichkeitsforschung durch die Männlichkeitstheorien des Südens und die gesellschaftlichen Entwicklungen stärker als bisher gefordert, Machtverhältnisse und Relationen im Geschlechterverhältnis sichtbar zu machen.

Das zweite Themenfeld ist überschrieben mit: *Alltägliche und biographische Erfahrungen erforschen*. Seiner Auswahl liegt die Überzeugung zugrunde, dass sich gesellschaftliche Umbrüche nicht nur in den individuellen Lebensumständen bemerkbar machen, sondern auch die Geschlechterforschung in ihrem Zugriff darauf neu fordern. Wie schwierig es ist, diese Anforderung selbst in den Blick zu bekommen, macht der Beitrag von *Karin Jurczyk* und *Maria S. Rerrich* deutlich. In einer selbstkritischen Revision ihrer Forschungen zur alltäglichen Lebensführung fragen sie, inwiefern ihre methodischen Vorentscheidungen dazu beigetragen haben, für die Vergangenheit vergleichsweise geordnete Verhältnisse herauszustellen, und welcher Zugriffe es mit Blick nach vorn angesichts der dennoch unbestreitbar vorangeschrittenen Differenzierungen zwischen Frauen heute bedarf. Ebenfalls im Blick zurück stellt *Nina Baur* fest, dass die Berechtigung qualitativer und quantitativer Methoden in der Geschlechterforschung heute unumstritten ist. Ihre kombinierte Anwendung ist aber noch eher die Ausnahme als die Regel, was sie veranlasst, deren Ertrag zu verdeutlichen. *Mechthild Bereswill* diskutiert marginalisierte Männlichkeiten im Wandel entlang der Ergebnisse einer qualitativen Längsschnittstudie zu biographischen Situationen inhaftierter junger Männer. Sie zeigt, dass deren Konfliktbewältigung zwar von individuellen und gesellschaftlichen Männlichkeitsvorstellungen beeinflusst ist, ihre Analyse aber komplexerer methodologischer Zugänge bedarf. Zwar konnte die Geschlechterforschung Geschlecht als soziale Konstruktion und ordnungsbildende Klassifikation aufzeigen; ihre subjektive Geltung theoretisch-methodologisch einzuholen, ist jedoch noch nicht gelungen. Nach *Bettina Dausien* weist die Biographieforschung hier einen Weg.

Im dritten Themenfeld heißt das Motto: *Wandel von Arbeit und Organisation erforschen*. Zur Diskussion stehen Entwicklungen in betrieblichen Arbeitsverhältnissen und professionellen Kontexten wie darüber hinaus in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Außerdem geht es um Organisationswandel. Quer zu allem werden Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen und -arrangements in den Blick genommen. Wenn ein Projekt die Geschlechterkonstruktion in Organisationen untersuchen will, besteht die erste Schwierigkeit bereits darin zu entscheiden, ob, wie und wann es Geschlecht thematisieren soll, zumal ja auch angenommen werden kann, dass Geschlecht eventuell gar keine Rolle spielt. Über diesbezügliche Tücken der Organisation und methodische Herausforderungen der Forschung reflektieren *Sylvia M. Wilz* und *Ilka Peppmeier*. Nach *Edelgard Kutzner* ist die Geschlechterforschung mit einem doppelten

Umbruch konfrontiert, demjenigen der Arbeitsverhältnisse und demjenigen der Geschlechterarrangements. Unter diesen Voraussetzungen muss sich handlungsorientierte Forschung thematisch zweigleisig und methodisch differenziert im Untersuchungsfeld Betrieb bewegen und sich dabei zugleich der Situation bewusst sein, dass sie partiell Teil der erforschten Arbeits- und Geschlechterpolitik ist. Die theoretischen und methodologischen Aspekte eines gendersensiblen Arbeitsmarktmonitoring der Gesundheitsberufe sind Gegenstand des Beitrages von *Ellen Kuhlmann* und *Christa Larsen*. Sie diskutieren die Ergebnisse von Fallstudien mit dem Ziel, die Möglichkeiten des Arbeitens mit amtlichen Statistiken für gendersensible Analysen auszuloten. *Ulrike Vogel* knüpft an Konzeptionen von Pierre Bourdieu an, um diese dann aber methodologisch weiter zu reflektieren. Den empirischen Hintergrund vor dem dies geschieht, bildet eine Untersuchung zu Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an der Hochschule. Dem für die Männlichkeitsforschung zentralen Konzept der hegemonialen Männlichkeit liegt, so *Michael Meuser*, diejenige industrielle Konfiguration als Folie zugrunde, deren Umbruch wir gerade verfolgen. Gleichwohl ist es seiner Ansicht nach von ungebrochener Aktualität, weil und wenn mit ihm die sich verändernden Relationen zwischen verschiedenen Männlichkeiten eingefangen werden. *Jeff Hearn* schließlich befasst sich mit dem Problem, dass im Zuge der gesellschaftlichen Umbrüche die Gegenstände Organisation und Geschlecht selbst zu verschwimmen scheinen. Doch treten sie bei näherem Hinsehen unter dem Vorzeichen der Globalisierung machtvoller denn je zu Tage, was ihn für ein um die Momente der Intersektionalität und Transnationalität erweitertes und aktualisiertes dialektisches Denken in ihrer Erforschung plädieren lässt.

Im vierten Themenfeld *Erkenntnis- und Gesellschaftskritik* schließlich stehen epistemologische und kategoriale Entwicklungen in der Geschlechterforschung zur Diskussion. Den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, weil Parteilichkeit der Frauen- und Geschlechterforschung, der immer wieder und gegenwärtig erneut von systemtheoretischer und wissenssoziologischer Seite formuliert wird, nimmt *Regina Becker-Schmidt* zum Anlass grundlegender methodologischer Reflexionen. Sie prüft die Stichhaltigkeit der Einwände, verwirft sie und zeigt stattdessen, dass und wie der Zusammenhang zwischen Reflexion, Erfahrung und Kritik in der Frauen- und Geschlechterforschung sorgfältig entfaltet und bedacht ist. Gesellschaftstheoretische und zeitdiagnostische Ansätze und Arbeiten der Frauen- und Geschlechterforschung sehen sich seit einiger Zeit zu neuen Begriffswahlen veranlasst. In welcher Weise sich hier die gesellschaftlich komplexer gewordenen Formen von Herrschaft, Ungleichheit und Differenz niederschlagen beziehungsweise die kategoriale Neuorientierung darüber hinausweist, diese Frage beschäftigt *Gudrun Axeli-Knapp*.

Die hier versammelten Beiträge stehen für eine Momentaufnahme des gesellschaftlichen Umbruchs und seiner Bearbeitung in der Geschlechterforschung. Der erreichte Stand der Dinge wird dabei vor dem Hintergrund bilanziert, dass er fraglich geworden ist. Nach vorne gerichtete erkenntnistheoretische, methodologische und methodische Überlegungen haben den Charakter von Suchbewegungen und Vorschlägen. Dies wird auch deutlich, wenn das, was in dem einen Themenfeld als gangbar oder sogar innovativ erachtet wird, im anderen Themenfeld kritisiert oder gar verworfen wird. Doch finden sich in den Beiträgen nicht nur Fragen zu den Herausforderungen der Zeit, sondern auch bereits zahlreiche Antworten. Rezepte zu ihrer Bewältigung hält dieses Buch allerdings nicht bereit oder allenfalls eines: Zeit zur Reflexion – und sich diese zu nehmen, dazu laden die Beiträge in je eigener Weise und in der Zusammenschau ein.

4 Danksagung

Dieses Buch ist nicht nur anlässlich von Ursula Müllers 60. Geburtstag entstanden, es wird ihr zudem als Geschenk und, wie es sich gehört, als Überraschung überreicht. Und zugleich erscheint es in derjenigen Schriftenreihe, die sie selber mit herausgibt. Besonderer Dank gilt daher der konspirativen Konstellation, die dies ermöglicht hat: ihren Mit-HerausgeberInnen der Reihe *Geschlecht & Gesellschaft*, die durch ein persönliches Nachwort vertreten sind, und vor allem Frank Engelhardt, der die Reihe als Cheflektor des Verlages betreut, wie Beate Kortendiek, die sie koordiniert. Dem Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld danken wir für die ideelle und materielle Unterstützung, welche die Arbeit an der Veröffentlichung erheblich erleichterte. Dank gilt außerdem Ursula Weppler-Brahm, die die Aufsätze von Raewyn Connell und Jeff Hearn äußerst umsichtig vom Englischen ins Deutsche übersetzt hat. Schließlich danken wir Lukas Plewnia, der mit großer Sorgfalt die Endarbeiten am Manuskript durchgeführt hat. Verschweigen wollen wir nicht, dass die Idee zu diesem Buch Ergebnis einer Zeit der Reflexion ist, nämlich des gemeinsamen Abendspaziergangs der Herausgeberinnen nach getaner Arbeit, in diesem Falle: gehaltenen Vorträgen im immer kurzzyklischer dazu herausfordernden Wissenschaftsgeschäft.

Literatur

- Althoff, Martina, Mechthild Bereswill und Birgit Riegraf, 2001: *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen. Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung*, Band 2. Opladen: Leske + Budrich.
- Aulenbacher, Brigitte, 2008, Auf gute Nachbarschaft? Über Bewegungen im Verhältnis von Soziologie und Geschlechterforschung. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 33 (4): 9-27.
- Aulenbacher, Brigitte, Mechthild Bereswill, Martina Löw, Michael Meuser, Gabriele Moridt, Reinhild Schäfer und Sylka Scholz (Hg) 2006: *FrauenMännerGeschlechterforschung, State of the Art*, Forum Frauen- und Geschlechterforschung, Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Baur, Nina, 2005: *Verlaufsmusteranalyse. Methodologische Konsequenzen der Zeitlichkeit sozialen Handelns*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Beck, Ulrich, 2002: *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Neue weltpolitische Ökonomie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Becker, Ruth, und Beate Kortendiek (Hg.) 2004: *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Becker-Schmidt, Regina, Uta Brandes-Erlhoff, Mechthild Rumpf und Beate Schmidt, 1983: *„Arbeitsleben – Lebensarbeit“*. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Bonn: Dietz Verlag.
- Becker-Schmidt, Regina, 2000: *Frauenforschung, Geschlechterforschung, Geschlechterverhältnissforschung*. S. 14-62 in: Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp (Hg.), *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Beer, Ursula, 1987a: *Objektivität und Parteilichkeit – ein Widerspruch in feministischer Forschung? Zur Erkenntnisproblematik von Gesellschaftsstruktur*. S. 142-186 in: Ursula Beer (Hg.), *Klasse Geschlecht, Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*. Bielefeld: AJZ-Verlag.
- Bührmann, Andrea, Angelika Diezinger und Sigrid Metz-Göckel, 2000: *Arbeit – Sozialisation – Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung. Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: VS-Verlag.
- Devereux, Georges, 1967: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Diezinger, Angelika, 1994: *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*. Forum Frauenforschung 8. Freiburg i.Br.: Kore.
- Gerhard, Ute, 2001: *Frauenbewegung - Frauenforschung - Frauenpolitik. Innovation und Selbstreflexion*. S. 21-39 in: Ursula Hornung, Sedef Gümen und Sabine Weilandt (Hg), *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktion der Geschlechterordnung*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hagemann-White, Carol, 1984: *Sozialisation: Weiblich - männlich?* Opladen: Leske + Budrich.
- Hagemann-White, Carol, 1993: *Die Konstrukteure auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht*. *Feministische Studien* 11 (2): 68-78.
- Hark, Sabine, 2003: *Material Conditions. Begrenzte Möglichkeiten inter -und transdisziplinärer Frauen- und Geschlechterforschung*. *Zeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung*, Themenschwerpunkt: Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen. Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext von Disziplinarität und Interdisziplinarität 21 (2+3): 76-89.
- Hark, Sabine, 2005: *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Hirschauer, Stefan, 1996: Wie sind Männer? Wie sind Frauen? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. S. 240-256 in: Christiane Eifert, Angelika Epele, Marina Kessel, Marlies Michaelis, Claudia Nowak, Katharina Schicke und Dorothea Weltecke (Hg.), Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hirschauer, Stefan, 2004: Geschlechterdifferenzierung in wissenschaftlichem Wissen. in: Stephan und Carola von Braun (Hg.), Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien. Stuttgart: Böhlau.
- Holland-Cunz, Barbara, 2003: Wissenschaft versus Politik im Feminismus. Von der Dominanz des Politischen zur Eigenlogik engagierter Wissenschaft. *femina politica*. Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft 2: 14-22.
- Kickbuch, Ilona, und Barbara Riedmüller, 1983: Die armen Frauen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Knapp, Gudrun-Axeli, und Helge Landweer, 1995: Interdisziplinarität in der Frauenforschung: Ein Dialog. *L'Homme*. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 6 (2): 6-38.
- Klinger, Cornelia, Gudrun-Axeli Knapp und Birgit Sauer (Hg) 2007: Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Klinger, Cornelia, und Gudrun-Axeli Knapp (Hg.) 2008: Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz, Münster: Westfälisches Dampfboot
- Köppen, Ruth, 1985: Die Armut ist weiblich. Berlin: Elefant Press.
- Luhmann, Niklas, 1988: Frauen, Männer und George Spencer Brown. Zeitschrift für Soziologie 17 (1): 47-71.
- Maihofer, Andrea, 2004: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung – modischer Trend oder bedeutsamer Perspektivenwechsel? S. 11-28 in: Peter Döge, Karsten Kassner und Gabriele Schambach (Hg.), Schaustelle Gender: aktuelle Beiträge sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung. Bielefeld: Kleine.
- Mies, Maria, 1978: Methodische Postulate zur Frauenforschung. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1: 41-63.
- Müller, Ursula, 1984: Gibt es eine spezielle Methode in der Frauenforschung? S. 29-50 in: Zentral-einrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU Berlin (Hg.), Methoden in der Frauenforschung. Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Müller, Ursula, 2003: „Gender“ kommt – die Geschlechter gehen? Selbst- und Fremdpositionierungen in den Sozialwissenschaften. Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 21 (2+3): 48-66.
- Pasero, Ursula, und Christine Weinbach, 2003: Vorwort. S. 7-14 in: Dies. (Hg.), Frauen, Männer, Gender Trouble, Systemtheoretische Essays. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Prokop, Ulrike, 1976: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Riegraf, Birgit, 2008: Anwendungsorientierte Forschung und der Wandel der Wissensordnung zu Geschlecht: Konzeptionelle Annäherungen. Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Themenheft „Soziologie und Geschlechterforschung“ 33 (4): 62-78.
- Singer, Mona, 2004: Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. S. 257-266 in: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Sturm, Gabriele, 2004: Forschungsmethodologie: Vorüberlegungen für eine Evaluation feministischer (Sozial)Forschung. S. 342-350 in: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Vogel, Ulrike, 2007: Meilensteine der Frauen- und Geschlechterforschung. Lehrbuch. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Wetterer, Angelika, 2009: Gender-Expertise, feministische Theorie und Alltagswissen: Grundzüge einer Typologie des Geschlechterwissens. In: Birgit Riegraf und Lydia Plöger (Hg), Gefühle

Nähe - Faktische Distanz: Geschlecht zwischen Wissenschaft und Politik. Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung auf die "Wissensgesellschaft". Opladen: Barbara Budrich (im Druck).

Teil 1 Erkenntnis und Erkenntnisgewinn im Kontext

Diskrete Diskriminierungen und persönliches Glück im Leben von Wissenschaftler/innen

Sigrid Metz-Göckel

1 Zur ‚Erotik der Gleichheit‘¹

In der Reflexion des Verhältnisses von Wissenschaft und Politik bleibt meist ein Bereich ausgespart, der als Privates firmiert und als Familien- und Vereinbarkeitsproblem nur unzureichend thematisiert wird. Es fehlt die qualitative Seite, wie ein gutes Leben und persönliches Glück darin aufgehoben sein können. Dass Glück nicht allein eine private Angelegenheit ist, wird in der Philosophie- und Politikgeschichte seit langem reflektiert. Wenig Aufmerksamkeit richtet sich in diesem Zusammenhang jedoch auf die Rahmenbedingungen eines glücklichen Lebens von Eltern mit kleinen Kindern, auf das Glück der Mütter und Väter als Paar und darauf, dass Paarbeziehungen selbst bei privilegierten Doppelkarriere-Paaren, wenn sie denn Kinder haben, besonderen Herausforderungen ausgesetzt sind.

Im Folgenden verstehe ich persönliches Glück nicht als Residualkategorie, sondern als Anspruch auf ein gutes Leben, wobei sich das Interesse auf Eltern in der Wissenschaft richtet, vorrangig auf die Mütter, die Wissenschaft als ihren Beruf und aus Leidenschaft betreiben. Als neue Akteure in der Wissenschaft, die ihr privates Leben mit der wissenschaftlichen Lebensform verbinden, haben Wissenschaftler/innen mit kleinen Kindern neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit noch weitere Zeit beanspruchende Wünsche und Verpflichtungen, die als Betreuungs- und Versorgungsarbeiten nicht (alle) aufschiebbar und delegierbar sind.

Dieses schwer bestimmbare persönliche Glück, mehr noch seine Voraussetzungen und Ermöglichung findet sich als wissenschaftlicher Gegenstand nicht nur in sozialphilosophischen Auseinandersetzungen zu ‚*einem guten Leben*‘, sondern implizit auch in den Diskussionen zur Anerkennungsordnung und Subjektivierung der Arbeit (Honneth 1998; Honneth und Frazer 2003; Nickel 2008; Wimbauer 2003, 2005; Nickel 2008) sowie als politische Forderung zu

1 Dies ist der Titel eines Beitrags von Ursula Müller aus dem Jahr 1990.

Beginn der neuen Frauenbewegung. Dass Wissenschaftlerinnen mit Kindern überhaupt ein Forum und authentisches Sprachrohr gefunden haben, wurde erst in Verbindung mit anderen Frauen (und Männern) möglich, und zwar im Kontext einer sozialen Bewegung aufmüpfiger Frauen. „Brot und Rosen“ lautete damals ein provozierendes Motto oder „Wir wollen das ganze Leben, einschließlich Schraubenschlüssel“ (Lenz 2008: 527). Eine Weile lang wurde das etablierte Geschlechterverhältnis mit so widersprüchlichen Forderungen irritiert wie „Lohn für Hausarbeit“ 1977 (ebd.: 158) und „Die halbe Uni her“ (Mohr 1987). Solche unerhörten Ansprüche kündigten das Ende der weiblichen Bescheidenheit an und brachten fordernd zusammen, was meist getrennt wahrgenommen wird, nämlich das Verlangen nach materieller Existenzsicherheit und individuellem Glücklichein. In dieser ungewohnten Ansprüchlichkeit auf ‚ein Stück eigenes Leben‘ von Frauen (Beck-Gernsheim) drückte sich zugleich ein Streben nach Deutungsmacht für ‚das Andere‘ im Leben aus, jenseits von Arbeit, Familie und Wissenschaft, aber durchaus auch in Verbindung mit ihnen.

Erotik der Gleichheit, emanzipatorische Utopie des Mutterseins, Macht als Ermöglichung, (a)symmetrische Geschlechterkultur u.a.m. sind einige der Begriffe, die um dieses Problemfeld kreisen (Müller 1989, 1990, 1994, 1997, 1999, 2008). Selbständigkeit und Verbundenheit der Frauen gehören zusammen und dies im Vorgriff auf ein egalitäres Geschlechterverhältnis und emanzipatorisches Frauen-Leben. Verselbständigung der Frauen und ihre Verbundenheit mit Anderen jenseits von Familie im Kolleg/innen- wie Freundeskreis und ihre Präsenz in der öffentlichen Sphäre, dieses in Vielfältigen-Beziehungen-Leben ist die eine Seite, diese Beziehungen aber auch von einander zu unterscheiden, die andere Seite. Dazu gehört auch, die Frau von der Mutter-Rolle oder das Paar von der Eltern-Rolle trennen zu können.

Persönliche Erfahrungen und Beobachtungen können gelegentlich eine kritische Richtschnur für das Wahrnehmungs- und Reflexionsvermögen sein, wie Ursula Müller demonstriert hat (Müller 1989). Oft kommt es zu überraschenden Einsichten und einem Gegen-den-Strom-Denken, wenn Persönliches in einen größeren Zusammenhang gestellt, Verborgenes aufgedeckt, Tabuisiertes wie sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, Freude von Müttern an ihrer Erwerbsarbeit, Zutrauen zum eigenen Denken u.a.m. thematisiert wird. So erhalten diese Tatbestände eine öffentliche Bedeutsamkeit und Würdigung, die ihnen sonst vorenthalten bleibt.² Als Mutter wissenschaftlich zu arbeiten, jung, intelligent, eigenständig und ambitioniert zu sein, dieses unvorhergesehene weibliche Sub-

2 Glückliche ist, wer neue Sichtweisen entwickeln kann, Wertschätzung und Anerkennung von relevanten Anderen erfährt und sich im Kolleg/innen- und Freund/innenkreis aufgehoben fühlt. Beide, Anerkennung und soziale Wertschätzung, sind auf Andere bezogen und wahrlich provozierende Ansprüche in Zeiten des gnadenlosen Konkurrenzkampfes (Münch 2007).

jekt könnte für die nachfolgende Wissenschaftlerinnen-Generation attraktiver sein als die abgehetzte und sich aufopfernde Mutter-Frau. Eine solche Sicht verdeutlicht, dass für Frauen alles möglich und lebbar sein kann, aber die Verhältnisse, die dieses Glück (für Frauen und Männer) behindern, kritisch zu analysieren sind.

Ebenso aufschlussreich aber deutet die feministische Begrifflichkeit ein wissenschaftliches Subjektwerden von Frauen an, eine kritisch-reflexive Haltung gegenüber den Zumutungen, die Organisationsformen der Gesellschaft wie der Wissenschaft Frauen bereiten können, vor allem aber Müttern, die Wissenschaft als ihren Beruf betreiben (wollen). Für Mütter ist bisher ein Platz in der Wissenschaft meist nur um den Preis von Verleugnung und Verzicht vorgesehen, Verzicht auf Anerkennung und Verleugnung von Belastungen und Diskriminierung. Dagegen steht ihre ‚Selbstbehauptung‘ und ihr Verlangen nach einem ‚guten‘ Leben mit Kind/ern und Beruf oder auch in anderen Partnerschaftskonstellationen. Das ändert sich gegenwärtig, aber auch in ihrem Sinne?

Im Folgenden versuche ich, gesellschaftliche Veränderungen in der Lebenssituation und Selbst-Deutung von Frauen so aufzuzeigen, dass dieses ‚Andere‘ im Leben von Frauen (und Männern) sichtbar wird. Ich greife dabei auch auf Überlegungen zum Privaten von Beate Rössler (2001) und zur Anerkennung von Axel Honneth (1994), Honneth und Fraser (2003) und Christine Wimbauer (2003) zurück. Ich konzentriere mich schließlich auf das Leben als Wissenschaftlerin, da es um die Möglichkeit geht, in und mit der wissenschaftlichen Arbeit glücklich zu sein, ohne ausschließlich auf sie fixiert zu sein. Zudem kann ich Daten zu den Eltern und Beschäftigungsbedingungen des wissenschaftlichen Personals an Universitäten in NRW heranziehen, die subjektive Aussagen verobjektivieren (Metz-Göckel et al. 2009).

Glück zu erleben weist über die Einzelnen hinaus und schließt Andere mit ein. Daher ist es neben der existenziellen Sicherheit wichtig, in welchen Beziehungen Wissenschaftler/innen leben und leben wollen und welche Anerkennung ihnen von wem zuteil oder vorenthalten wird. Persönliches Glück, dieses in Übereinstimmung mit sich selbst und liebenswürdigen Anderen leben zu können, bedarf der materiellen Bedingungen und der Freiheit, sich für ein Leben mit, aber auch ohne Kind/er entscheiden zu können und eine wissenschaftliche Karriere sollte für Frauen und Männer, die sich dafür interessieren und begeistern, auch im Zusammenleben mit Kind/ern lebbar sein und Anerkennung finden. Egalitäre Differenzen anzuerkennen findet sich auch als Anspruch in der kritischen sozialwissenschaftlichen Theoriebildung der Moderne und zu diesem Anspruch würde auch gehören, Wissenschaftlerinnen mit Kindern als Arbeits-Zeit-Pionier/innen und wissenschaftliche Subjekte wertzuschätzen.

„Der emanzipatorische Kampf der Frauenbewegung, ethnischer Minderheiten oder Homosexueller gilt der Überwindung dieser asymmetrischen Anerkennungsordnung mit dem Ziel, gesellschaftliche Anerkennung der je eigenen Traditionen, Zugehörigkeiten, Lebenspraktiken und Identitäten zu erringen.“ (Wagner 2005: 133)

Im theoretischen Rahmen seines Entwurfs einer gesellschaftlichen Anerkennungsordnung fokussiert Honneth (1994) den historischen Prozess, in dem sich das Individuum aus seinen feudalen Sozialbezügen gelöst hat und in dessen Folge ein ‚Selbstverhältnis‘ möglich wurde. Eine ungestörte Selbstbeziehung sieht Honneth abhängig von drei Formen der Anerkennung, der Liebe (hier Elternliebe), dem Recht und der sozialen Wertschätzung (ebd.: 196),³ die er im (symbolischen) Kampf um Anerkennung als die zentralen Dimensionen der gesellschaftlich institutionalisierten Anerkennungsordnung rekonstruiert hat. Soziale Wertschätzung, so Honneth, würde allerdings meist in ihrer negativen Form als Verletzung oder Vorenthalten von Anerkennung erfahren. In ihrer Auseinandersetzung mit Honneth und Fraser (2003) hat Christine Wimbauer (2005) sein Modell gesellschaftlicher Anerkennungsordnung weiter entwickelt und die Individuen-in-Beziehungen hinzufügt, vor allem auch das Paar als emergente Einheit. Ihr dreidimensionales Schema der Anerkennungsordnung differenziert die gesellschaftliche Ebene (Subjekt-Institutionen-Beziehungen), die Ebene der Individuen-in-Beziehungen (Subjekt-Subjekt-Beziehungen) und die individuelle persönliche Ebene, die ich im Folgenden übernehme, und erfasst kulturelle, rechtliche und ökonomische Aspekte eines *guten Lebens* (2005: 203), das als solches nur in einer humanen Gesellschaft zu haben ist oder um es mit Adorno zu sagen: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“ (Adorno 1951: 42).

Neben einer emanzipatorischen Vorstellung für die Mütter hat Ursula Müller die Wertschätzung der feministischen Wissenschaftler/innen und der feministischen Perspektive vermisst und als Diskriminierung wahrgenommen (Müller 2008). Im Kontext ihrer Überlegungen zur „erotischen Gleichheit“ (Müller 1990) stellt sie die Frage: Warum und wie lange noch wirkt ‚Ungleichheit‘ attraktiv?⁴ Und eine schlichte Antwort lautet: Solange Frauen und Männer an ihr festhalten. Die Vorstellung einer Erotik der Gleichheit ist als Gegenentwurf formuliert zu Behauptungen, gerade Ungleichheit würde von Frauen wie Män-

3 Die sozialphilosophisch abgeleiteten Entwicklungsschritte der Subjektwerdung entwickelt er in Auseinandersetzung mit der hegelschen Philosophie und den interaktionstheoretischen Konzeptionen von G.H.-Mead. Er reflektiert am Rande auch die Geschlechterbeziehungen, nicht aber das Individuum in seinen konkreten Beziehungen, schon gar nicht Paarbeziehungen, wohl aber die Elternliebe als wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung des Selbstvertrauens des Kindes.

4 Oder wie lange noch währt der Charme hierarchischer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern?

nen libidinös besetzt. Wir wissen aus der Männerforschung, dass dies aus einer bestimmten Sicht (legitimatorisch) zutreffen kann (Metz-Göckel und Müller 1986). Aber ebenso trifft zu, dass egalitäre Beziehungen anziehend wirken, und nicht nur für Frauen. Alle Freiheitsbewegungen haben diesen Anspruch im Vorgriff auf Gleichheit formuliert, und im Kontext ihrer sozialen Bewegung kam es zwischen Frauen (und Männern) auch zu Solidarisierungseffekten und wunderbaren Erfahrungen einer kollektiven Zusammengehörigkeit.⁵ In ihren Arbeiten zur Mütterfrage, zur Gewalt im Geschlechterverhältnis, zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung als Studien- und Forschungsgebiet hat Ursula Müller das Missverhältnis von Anspruch und Wirklichkeit, von Leistung und Anerkennung reflektiert, das mit der gestellten Frage nach der Attraktivität von Ungleichheit in zweierlei Hinsicht etwas zu tun hat, nämlich damit, welche Bedeutung dem Geschlecht und Familienstand in der wissenschaftlichen Produktionsweise zukommt, und welcher Zusammenhang zwischen ökonomischen und kulturellen Ressourcen und der Verfügung über die Zeit besteht. Die Verfügung über freie Zeit spielt für die diskrete Diskriminierung eine große Rolle. Denn generell wird „die zeitliche Verfügbarkeit der Vollzeitbeschäftigten [...] honoriert“ (Könekamp 2008: 6).

Ich gehe zunächst auf allgemeine Befunde zu den Geschlechterbeziehungen und auf die Wissenschaft als Lebensform ein und berichte schließlich aus einer empirischen Untersuchung zu Eltern im universitären wissenschaftlichen Personal, weil sich Anerkennungs- und Zeitkonflikte darin deutlich zuspitzen.

2 Die Frage nach dem guten Leben: Zur Neujustierung von privater und öffentlicher Sphäre

Das Auseinanderdriften der beruflichen und privaten Sphäre in der bürgerlichen Gesellschaft und in ihrer führenden Klasse hat sich in der Moderne noch verstärkt und kritische Resonanz in der Geschlechter- und Familienforschung erzeugt. Während die Familienforschung die Zukunftsfähigkeit der Familie von der Neuordnung der familialen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern abhängig sieht (Kaufmann 1995; Thiessen 2008; BMFSFJ 2006), stellen Untersuchungen zu den familialen Binnenverhältnissen eine Persistenz der geschlechtlichen Arbeitsteilung fest (Blossfeld und Drobnic 2001), vor allem wenn kleine Kinder zu versorgen sind (Metz-Göckel et al. 2009; Notz 1991; Rüling 2007).

5 Wie auch zum Gegenteil, denn die mangelnde Streitkultur unter Frauen wurde häufig beklagt.

Ein gutes Leben ist nur in Freiheit möglich.⁶ Autonomie und Freiheit sind die Werte, an denen sich Beate Rössler (2001) in ihrer theoretischen Herleitung des Privaten orientiert und die Voraussetzungen analysiert, unter denen wir Personen freie Handlungen zuschreiben können. Diese sind ‚Freiheit von Hindernissen und Gelegenheit zur Freiheit‘ (freedom of chains and open doors).

„Um von Personen sagen zu können, dass sie tatsächlich ein autonomes Leben führen, ist ein Zusammenspiel von objektiven und subjektiven Bedingungen notwendig, Bedingungen, die bestimmte Rechte, Verhaltensweisen, gesellschaftliche Strukturen usf. beinhalten, also generell soziale Bedingungen, die über Fähigkeiten und Einstellungen des Subjekts hinaus gehen.“ (Rössler 2001: 102f.)

Liberele Gesellschaften sollten sich daran orientieren, ihren Mitgliedern ein reiches Leben zu ermöglichen, das die unabhängige Verfolgung selbstbestimmter Ziele ermöglicht und unterstützt. Individuelle Autonomie ist immer schon angewiesen und eingebunden in ein intersubjektives Netz der Anerkennung von (moralischen) Normen wie Respekt, Fairness, Toleranz (ebd.: 99ff.). Die lebenspraktische Frage lautet daher: Wie verbinde ich mich mit Anderen so, dass es mir dabei gut geht und auch ein Zusammenleben mit Kindern und Partner oder Partnerin möglich wird? Das gesellschaftliche Angebot hierfür ist die Familienbindung des Mannes über die Ernährerfunktion und die Freiheit der Frauen, zwischen Beruf und Familie zu wählen. Auf beiden Seiten zeigen sich sowohl Erosionen als auch Beständigkeiten. „Balancen des Glücks“, wie ein schöner Buchtitel zu alternativen Lebensformen lautet (Meyer und Schulze 1989), können für Frauen und Männer Unterschiedliches beinhalten. Aber hier beruflicher Erfolg für Männer, da die Liebe der Familie für Frauen, diese schlichte Vereinheitlichung und polare Entgegensetzung der Geschlechter stimmt schon länger nicht mehr. Nicht nur hat die Flucht der Frauen aus der Familie längst begonnen und wissenschaftliche Leidenschaft sie ergriffen. Es zeichnet sich auch eine leise Gegenbewegung von Männern in die Familie ab, neue Väter (Matzner 2004; BMFSFJ 2007; Jurczyk und Oechsle 2008), und auch neue Vereinbarungen im Geschlechterverhältnis.⁷

Aber selbst wenn mit der Emanzipation von der traditionellen Familie neue Lebenswünsche und -modelle für Frauen (und Männer) möglich geworden sind,

-
- 6 Selbst die von konservativer Seite benutzte Formel von der ‚Wahlfreiheit der Frauen‘ stellt, Frauen würden zwischen Beruf und Familie wählen können und dies zu ihren Bedingungen. Die Formel streicht die Macht der einzelnen Frau gegen die Verhältnisse heraus, aber sie ist realpolitisch illusionär, da sie den stummen Zwang der Verhältnisse übergeht.
- 7 Mehr Beruf und weniger Familie für die Frauen, mehr Familie und weniger Beruf für die Männer erfordert neue Identitätsbalancen. Stabile und eindeutige Identitätskonzepte z.B. derart einmal Mutter, ewig Mutter und total, zudem selbst gewählt, sind äußerst fragwürdig geworden. Dies ist es nicht, was sich junge Frauen (und Männer) wünschen.

die mit ihrer Verselbständigung und Individualisierung einhergehen, ist eine Beharrlichkeit struktureller Rahmenbedingungen festzustellen. Dies trifft auch für die Mutterbilder zu, die Ursula Müller in ihrer Funktion und Wirkung auf Frauen schon früh analysiert hat.

„Gemeinsam haben alle Mutterbilder, die sich in der Pädagogisierung, Medikalisierung und Psychologisierung der Mutter-Kind-Beziehung zeigen, dass eine eigene Interessen- und Bedürfnislage der Mutter, die von der des Kindes verschieden wäre, nicht existent scheint. Ihre Rolle als Disziplinierungsinstrument zeigen die Mutterbilder bis in die 60er Jahre hinein in der stetigen Betonung, wie gut und vorteilhaft für das Kind der mütterliche Verzicht auf eigene Bedürfnisse sei und wie befriedigend für eine Frau die ausschließliche Sorge für andere. Diese immer wiederkehrende besondere Betonung verweist auf eine befürchtete Widerständigkeit der Betroffenen.“ (Müller 1989: 65)

Und in der Tat wurden Frauen mit dem „Müttermanifest“ der neuen Frauenbewegung (Lenz 2008: 455, 623) und öffentlicher Kritik an der Frauen-, Familien- und Arbeitsmarktpolitik widerständig.⁸ Gegenwärtig zeichnet sich jedoch ein Wandel ab, da die erwerbstätige Mutter inzwischen ‚anerkannt‘ wird. Aber geht dieser Wandel weit genug?

Für die problematische Neujustierung des Verhältnisses der privaten und beruflichen Seite des Lebens hier drei aktuelle Beispiele aus dem öffentlichen Leben.

Die Identifizierung von persönlichem Glück mit beruflichem Erfolg ist als Konstrukt so nicht mehr stimmig für alle Männer, und für Frauen ist diese Verbindung bisher überhaupt nur als Ausnahme möglich gewesen. Ein Politiker allerhöchsten Ranges gab in jüngster Zeit völlig überraschend alle seine politischen Ämter auf, um seiner Frau beizustehen, die schwer erkrankt war. Dass der bedeutende Politiker seinem Privatleben die erste Priorität einräumte und sich für eine unbestimmte Weile ganz aus der Politik zurückzog, offenbarte eine andere Seite in seinem Leben, die meist verborgen in zweiter Linie rangiert, aber das ‚eigentliche Leben‘ bedeuten kann. In den Medien gab es meines Wissens keine zynischen Kommentare, so dass man denken könnte, diese Tat habe mehr als alle politischen Reden zur Gleichstellung nachhaltigen Eindruck in hohen Männer- und Frauenkreisen gemacht. Denn er erntete in einer riskanten Situation allseitiges Verständnis, wenn nicht Bewunderung. Unbehelligt kommt er bald nach dem Tod seiner Frau in frühere Ämter zurück, als wäre nichts geschehen.

Geschlechterpolitisch mag sein Verhalten ein gutes Zeichen sein, aber ich frage mich, ob dies für eine Frau als Politikerin gleichermaßen möglich gewesen

8 Die Kritik von Ursula Müller bezog sich darauf, dass ihr widerständiges Leben als Frau und Mutter sich auch darin spiegeln sollte, wie über Mütter öffentlich geredet und nachgedacht wird.